



### Zum Kaiserfest.

Je länger, je lieber, — um in der Blumenprache zu reden.

Unsere Liebe und Treue für den Herrscher wächst während, je länger wir sein landesväterliches Wirken beobachten, dessen Segen genießen und all die Sorgen und Schwierigkeiten in der heißen Zeit mitempfinden.

Das Schicksal hat in den letzten Jahren einen gewaltigen Hammer geschwungen. Die wuchtigen Hammerschläge haben manches zerföhrt, aber sie haben auch Wertvolles geschmiedet. Vor allem bei uns zu Lande die herzliche Eintracht zwischen Krone und Volk, zwischen dem Haupt und den Gliedern des Reichs- und Staatskörpers.

Vor dreitausend Jahren schon sang der alte Homer: Nicht gut ist die Vielherrschaft; einer sei Leiter, einer sei König, dem es Gott gegeben! Das ist auch heute noch wahr und hat sich in den Kriegsjahren immer deutlicher gezeigt. Von jenem 4. August 1914 an, als er Kaiser das bahnbrechende Wort der Sammlung sprach: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche.“ Und als im verflochtenen Jahre der blaugelbigen Wilson es wagte, uns den Abfall vom Kaiser zuzumuten, da erhob sich ein Sturm der Entrüstung und eine Woge neuer Begeisterung für den Herrscher, der in seiner Würde und Tüchtigkeit unsere nationale Eintracht, Widerstandskraft und Siegesstärke verkörpert.

Die Einigkeit ist die Vorbedingung der militärischen und der politischen Erfolge. Die sorgsame Pflege der Eintracht rechnen wir dem Kaiser besonders hoch an. Unsere Feinde, die meistens nur aus dem Herrspiegel die deutschen Verhältnisse kennen, abeln von einer Gewalt Herrschaft in Deutschland und hindeln sogar ihren blindgläubigen Zuhörern vor, das deutsche Volk müsse „befreit“ werden. Wir aber wissen und fühlen, daß wir viel freier sind, als die sog. Demokraten in England, Frankreich und Amerika, die unter der Krone von rücksichtslosen Diktatoren gebeugt müssen, und daß wir es viel besser haben, als die angeblich befreiten Russen, die unter Bürgerkrieg und Plünderungen seufzen.

Wie Freiheit und Ordnung, Regsamkeit und Sicherheit bei uns zu Lande sich ergänzen und gegenseitig stützen, so gefällt es uns. So soll es auch in der künftigen Friedenszeit sein. Der Meinungsaustausch gegen dieser oder jener Reform und wegen der Reorientierung überhaupt soll den inneren Frieden nicht untergraben. Ueber die unvermeidlichen politischen Schwierigkeiten kommen wir um so leichter hinweg, je enger das Vertrauensverhältnis zwischen den Bürgern und der Krone ist. Und gerade im letzten Jahre hat sich besonders deutlich gezeigt, daß der Träger der Krone im Geiste der echten und rechten Demokratie alle gesunden Kräfte in allen Schichten und Gruppen des Volkes heranzuziehen will zur Mitarbeit. Die Krisen, die im letzten Jahre sich einstellten, fanden ihre Lösung im Geiste der Sammlung. Die Beziehungen zwischen Regierung und Volksvertretung sind schon viel enger und fruchtbarer geworden, und der weitere Verlauf der Reformarbeiten verspricht dem ganzen Volk eine erweiterte Mitarbeit an den großen Aufgaben der nationalen Familie unter der landesväterlichen Leitung.

Zu der Hoffnung auf die Zukunft gesellt sich

der Dank für das bisher Erreichte. Ein Hurra dem Kaiser für die großen Siege, die Heer und Flotte im letzten Jahre unter dem obersten Kriegsherrn errungen haben. Ein Hoch dem Kaiser für die Unterzeichnung der Friedensverhandlungen, die bereits zu einem Teilerfolge geführt und die Bahn zu weiteren Abschlüssen des Völkervertrages gebrochen haben.

Woh und Weisheit schütze das Vaterland nach außen. Für die innere Eintracht und Ordnung brauchen wir keine andere Stütze, als die Liebe des freien Mannes, die den Herrscherthron so fest macht, wie Fels im Meer.

### Kaisers Geburtstag 1918.

Noch lobern rings des Völkertemps Panale  
Noch giebt der Saß die giftgefällte Schale  
Der Säbglie und des Reibes wilstend aus;  
Und doch der Liebe goldene Harfe klingen,  
Das deutsche Volk sein altes Treulied singet  
Von neuem in dem wilden Wetterbraus.

Heil, Kaiser Wilhelm, schallt es, Heil und Segen!  
Bereit mit dir auf ruhmumkränzten Wegen  
Dem hehren Ziele wir entgegengeh'n.  
Uns trennt von dir nicht Feindeslist und Fäde  
Und nicht das Heuchlerwort von künst'gem Glücke,  
Das durch des Reichs Vernichtung sollt' entstehen.

Nicht frevelhaft riefst du uns auf zum Kriege;  
Durch Not und Tod wir folgten dir zum Siege  
Für Heimat, Altar, für Heimat, Haus und Herd.  
Und heute seh'n im Osten wir erglänzen  
Der Freiheit Tag, den Lohn für unser Mähen,  
Zu dem den Weg gebahnt das deutsche Schwert.

Gefest in des Weltbrands Flammengluten  
Seh'n wir das Reich dank all' der Hochgemuten,  
Die alles setzten für die Freiheit ein.  
Und was die Feinde schmachvoll noch ersinnen,  
Vergeßlich ist ihr Trachten, ihr Beginnen —  
Gott ist mit uns; der Steg wird unser sein!

Drum Heil dem Kaiser! Heil dem deutschen Reiche,  
Umbrast vom Sturm, gleich einer starken Eiche,  
Die nicht entwurzelt wilde Wetternacht!  
Ein Volk, ein Kaiser, von der Frau umschlossen,  
In Kampf und Sieg die trefflichsten Genossen,  
Erneuern eine Welt durch ihre Macht.

So, mutig denn dem großen Ziel entgegen!  
Der Opfer Saat wird Lohn und reicher Segen,  
Wenn sich der Friede mit der Eintracht paart!  
Laßt uns're Sogung wie ein Schwur erschallen:  
Ein Volk, ein Kaiser wird zur Zukunft wallen  
Und Gott geleite gnädig unsere Fahrt!

P. Sagef.

### Waffenbrüder.

Roman von Gerhard Böttner.  
(11. Fortsetzung.)

„Sie fragten vorhin, lieber Herr Dinter, ob ich die Kränlein Lantens kenne. Gewiß. Ich habe sie damals in Cranz ebenfalls kennen gelernt und schätze besonders die Ältere. Das ist eine Dame, welche wenigstens ein eigenes Urteil hat und in der Unterhaltung nie langweilig wird, trotzdem sie wirklich keine Schönheit ist. Wir sprachen damals viel von Siebenbürgen und Ungarn. Sie schien Lust zu haben, einmal ein wenig Glosbetrotter zu werden. Ob sie ihre Passionen inzwischen in die Tat umgesetzt hat, weiß ich nicht. Siegfried erzählte mir nur, daß sie sich seit geraumer Zeit auch dichterisch betätigt. Auch habe sie bereits eine Novelle geschrieben, welche in Neapel spielt. Dort habe sie einmal einen Herbst zugebracht. Sie lege ziemlich Kenntnis der dortigen Verhältnisse an den Tag und beweise dadurch, daß sie ein gutes Auge und ein noch besseres Ohr habe. Ihre Schilderungen von Land und Leuten seien bedeutend. Nur dort, wo sie in das eigentliche Reich der Dichtkunst hinübergreife, wo sie z. B. Verse schmiede, da sei sie erschrecklich naiv.“

„Ich kenne die Ältere Lanten gar nicht. Na, es ist ja auch schließlich gleichgültig. Früher hatte ich noch einmal eine Hoffnung. Sie zierte auf die kleinere Lanten. O, Herr Ahlers, ein Vater spürt bald, wohin der Haß laufen will. Aber dann kam die Geschichte mit dem Amtsrichter Günther dazwischen. Er hielt Märchen für sich für endgültig verloren. Seine Resignation war groß. Und nun... Ach, Herr Ahlers, Sie waren Siegfried Lantens Jahre hindurch ein treuer Freund. Sie werden mich als Vater verstehen können: nun ist alles vorbei; jetzt wird das Leben hüßler, trauriger noch als es immer für uns war. Es ist ja wahr: Viele stehen längst an der Bahre ihres Einzigen, viele beklagen sogar schon mehr als einen Sohn und das Schicksal meint es nicht immer gleich gut mit den verschiedenen Erbenbürgern. Und ich habe ja zwei Söhne. Der eine ist noch frisch und munter, wenigstens wieder, und der andere lebt auch. Aber dessen Leben wird doch hinfür nur ein halbes sein. — Ach, das ist schwer, sehr schwer zu tragen. Ich möchte fast sagen, lieber tot — ehrenvoll auf dem Kampffelde geblieben, als so... Ja, ja...“

Und der weißhaarige Mann setzte sich in einen der Arbeitsessel seines Sohnes und starrte vor sich ins Leere.

Neben ihm aber stand Emil Ahlers, der Wiener, der Mann, der bis zu diesem Anlaß fast nur die Kreuze am

Beden kennen gelernt hatte, immer gemeint hatte, es könnten nie an ihn herantreten: die Trauer, der Schmerz, das Leid, die Not.

„Nicht weinen, Herr Dinter!“ Tränen können Balsam sein. Aber ich glaube, hier würden sie noch lange nicht versiegen; denn, Sie stehen ja erst am Anfang der Lebensperiode, die Ihr Sohn durchzumachen haben wird. Bei solch einer Krankheit muß sich die Umgebung mit Geduld wappnen. Und deshalb meine ich: nicht weinen, nicht traurig sein. Und wenn auch das Ärgste möglich wäre: Kopf hoch, Frohsinn zeigen — wenigstens ihm gegenüber. Wie ich schon vorhin anfang: wenn ich längere Zeit um ihn wäre, dann würde ich ihn sicher vor allem Trübsinn und Gräbeln bewahren. Denn nichts macht Krankheiten schlimmer als das Nachdenken, das Gräbeln... Dadurch kommt so leicht die Verzweiflung über die Menschen... Wollen wir jetzt nicht zu ihm gehen? Er hat ausdrücklich gewünscht, daß ich komme.“

„Ja, doch... Wenn Sie meinen. — Doch noch eins: wollen Sie mir nicht erst erzählen, wie lange Sie mit Siegfried beisammen waren und was Sie alles miteinander erlebt haben? Er selbst wird wohl zu schwach dazu sein. Und ob man nicht doch einen Arzt kommen läßt? Er will zwar keinen haben, aber...“

„Gewiß, ein Arzt muß her! Möglichst einen alten, ehrwürdigen Hausarzt. Einen, der ihn als Kind vielleicht schon behandelt hat. Hat er jemals Scharlach gehabt, Masern, sonst eine schwere Kinderkrankheit? Wer behandelte ihn da? Doktor Erdmann, sagen Sie? Lebte der noch? Amtiert der noch? Dann, bitte, dann lassen Sie den rufen!“

„Wie Sie um ihn besorgt sind. Ich danke Ihnen.“  
Rechnungsrat Dinter reichte, sich von seinem Stuhl dabei erhebend, Ahlers die Hand.

„Und Ihre Berichte, Herr Leutnant?“

„Kommen auch noch, Herr Dinter. Wollen mal erst nach Siegi sehen. Hernach, wenn wir dann allein sind, werden wir Zeit genug finden. Aber, nicht wahr, ich falle Ihrem Hause doch in keiner Weise zur Last? Möchte auch nicht, daß die Frau Rechnungsrat meinetwegen Umstände macht.“

„O durchaus nicht. Wenn Sie nur wüßten, wie meine Frau für Sie immer schwärmt. Allemal, wenn's von Wien geht, geht's auch um Ihre Person. Und einen Tag, als die Nachricht kam, daß Sie von Ihrer damaligen Verwundung genesen, wieder ins Feld gingen, da hat sie einen Frohsinn an den Tag gelegt, und mir will scheinen, fast still gehofft, daß Ihr Euch begegnen möchte. Selbstverständlich ist ihr letzter Wunsch in Erfüllung gegangen. Ach, wenn doch alle Wünsche, die mein Frauchen hat, solche Erfüllung fänden.“

Beide traten beide miteinander in das Schlafzimmer ein, in dem Frau Dinter am Lager Siegfrieds saß, der inzwischen erquickenden Schlaf gefunden hatte.

„Bis zum Rechtsanwalt und Krainsofobaren hatte er es gebracht“, seufzte Frau Dinter, „und nun...“

Ahlers und der alte Dinter sahen sich an. Ahnte die Frau, daß Siegfrieds Zustand Besorgnis erregte, daß er eine Krankheit von den Kampffeldern Polens heimgebracht hatte, zu der wohl schon lange vorher der Keim bagewesen sein mochte, die aber erst durch die Unbilben des Wetters zum rechten Durchbruch gekommen war und die in ihrem Verlauf eine entsetzliche sein konnte? Fürchtete Frau Dinter, daß sie vielleicht zu schwach wäre, eine genügende Pflegerin abzugeben?

„Frau Dinter“, sagte Leutnant Ahlers, „lassen wir ihn schlafen; er hat's nötig. Und vielleicht kann ich Ihnen helfen.“ und er wandte sich zu Siegfrieds Vater, „einige Aufschüsse über die Zeit geben, die Siegfried allein und dann mit mir durchgemacht hat. Vielleicht genügt auch Bericht über die letzten Tage. Es sind einige Geschehnisse dabei, die weniger Schätze auf die Entstehung der Krankheit zulassen, als für eine rasche Genesung Anhaltspunkte gegeben. Denn den Eindruck habe ich: Siegfried ist nicht allein ein Mensch, dessen Körper die verschiedenen Strapazen und Entbehrungen nicht ertragen konnte, sondern auch sein Geist hat merklich gelitten. Schwermütig ist er geworden.“

Sie traten aus dem Zimmer und durchschritten den Flur.

Die winterliche Morgen Sonne lugte durch das Fenster und huschte über die traurigen Augen der Frau Dinter, als wollte sie wenigstens ein Schimmerchen von Christtagsgold derjenigen spenden, die sich so gekreut hatte, als ihr Sohn ihr vor noch nicht zwei Stunden in aller Herrgottsfrühe wieder die Hand gereicht hatte. Am ersten Tage des heiligen Christfestes! Aber Frau Dinter tat, als wollte sie jetzt diese Liebestosungen durch die Sonnenstrahlen nicht recht leiden. Erst wuschte sie sich die Sonnenstrahlen aus dem Gesicht ab, dann trat sie resolut ans Fenster und zog die Vorhänge ab. Im gleichen Augenblick fuhr Ahlers in seiner Rede fort und meinte:

„Und viel Sonnenschein braucht er, endlos viel Wärme. Ja, Wärme, Frau Dinter.“ Die sah ihn ganz erschrocken an, nickte nur und lief zurück, geschäftig die Vorhänge wieder zurückziehend, sodas die Weihnachtsmorgen sonne reichlich in den Flur stuten konnte.

Aber, Herr Ahlers, von dieser Sonne hat er doch nichts. Und im Schlafzimmer ist nun mal partout keine. Man möchte höchstens für ihn ein Bett in sein Arbeitszimmer stellen; denn in seinem eigenen Schlafzimmer ist's auch nicht anders. Keine Sonne, keine Sonne... Wie's in Großstädten eben so ist.“

„Ja, Frau Dinter, solchen richtigen Sonnenschein meine ich auch gar nicht. Ich verstehe darunter Menschen, die gleiche Wärme, wie solch himmlischer Sonnenschein, an Menschen in der Baue sind. Und es gibt solche Menschen,